

II.

Proben.

1. Berichtende Aufsätze.

a. Erzählungen.

Vorbem. Die reinen Erzählungen kommen auch noch in den oberen Klassen als selbständige häusliche Arbeiten vor, besonders die Vorgesichten; meist aber bilden sie nur einen Teil innerhalb einer umfassenderen Aufgabe oder werden als kleine Ausarbeitungen geliefert und zu Vorträgen verwendet. Bei ihnen ist darauf zu achten, daß die einzelnen Teile der Reihe nach vorgebracht werden. Bei Erzählungen nach Dramen sind also diese Teile aus dem Zusammenhange, in dem sie vorkommen, herauszulösen und nach der Zeitfolge zu einem Ganzen zu vereinigen. Das Tempus der Erzählung ist das Präteritum; das Plusquamperfektum ist möglichst zu vermeiden und darum die Anordnung so zu treffen, daß etwas Vorgegangenes nur dann nachgeholt wird, wenn es da, wo es der Zeitfolge nach stehen müßte, des Zusammenhangs wegen, oder weil es nur von untergeordneter Bedeutung ist, nicht gut angebracht werden kann. Das Präsens der Erzählung tritt ein, wenn man annehmen kann, daß die Spannung des Zuhörers die Verlegung des vergangenen Ereignisses in die Gegenwart zuläßt oder geradezu erwartet. Die Einleitung wird, wenn überhaupt eine geliefert werden kann, am passendsten durch die Schilderung eines bestehenden Zustandes gebildet, der den erzählten Ereignissen vorangeht. Was nicht zur Sache gehört, bleibt fort. Man hat demnach erst die Stellen, die zu berücksichtigen sind, der Reihe nach auszuscheiden, dann zu ordnen und zuletzt die Ausführung vorzunehmen. Im Am Aufsatze sind die Belegstellen womöglich nach Aufzug und Vers (innerhalb des Aufzuges) anzugeben.

Probe 1. Was erfahren wir in Schillers Wilhelm Tell über den Lebensgang des Helden bis zu seiner Fortführung im Schiff? (Keine Erzählung.)

Stellen.

1. I, 127—171. Rettung Baumgartens.
2. Darin 146. Angabe des Tages.
3. 349—352. Tell bringt Baumgarten zu Stauffacher.

4. 392—416. Aufstellung des Hutes und Abschied Tells von Stauffacher.
5. 440. „Tell holt ein verlorenes Lamm vom Abgrund.“
6. III, 23—31. Tells Jägerberuf.
7. 58. „Das Schwerste wird dein Anteil sein wie immer.“
8. 70—115. Tells Abschied von Hedwig.
9. Darin 83—105. Tell und Gefler im Schächental.
10. 277—280. Zeitangabe (Mittag vorüber).
11. 309. „Meister Hirt“ erzählt dem Walter.
12. 335 f. Tell wohnt frei auf seinem eignen Erbe.
13. 350—632. Die Apfelschußscene.
14. Darin 523—525. Gefler weiß, daß Tell Baumgarten gerettet hat.
15. Darin 624. Tells Schmerz.
16. IV, 270 f. „Da hatte noch die Unschuld einen Freund“ u. f. w.
17. 547—551. „Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen gehandhabt“ u. f. w.

Anordnung.

- A. Tells Beruf und Beschäftigung. (12. 11. 17. 6.)
- B. I. Zur Vorgeschichte gehörend. (9. 5. 7. 16.)
- II. Zur Handlung des Dramas gehörend:
 1. Rettung Baumgartens. (1. 2. 3. 4.)
 2. Der Apfelschuß. (8. 10. 13. 14. 15.)
- C. Scheinbar ist die Tätigkeit Tells zu Ende.

Ausführung.

A. Tell war von der Natur nicht zu einem Bauern und Viehzüchter geschaffen, der sich selbst um seine Wirtschaft und sein Vieh bekümmert hätte; er wohnte zwar frei auf seinem Erbe (III, 335 f.), hielt sich aber für seine Wirtschaft einen Hirten, der das Vieh besorgte (III, 309). Von früher Jugend an hatte er vielmehr den Bogen gehandhabt und als guter Schütze später beim Freundschießen manchen Preis gewonnen (IV, 547—550). Auch dann noch, als er schon verheiratet und Vater zweier Knaben geworden war, liebte er es, mit seinem „Gewehr“ auf die Gamsenjagd zu gehen, deren Gefahren ihn reizten, trotzdem ihn seine Frau nur ungern fortließ und sich angstvoll um ihn härmte (III, 23—31).

B. I. Auf einer solchen Fahrt begegnete ihm einst auf schroff abfallendem Felsenpfade im Schächental der Landvogt Gefler, der ihm kurz zuvor für ein kleines Vergehen eine schwere Strafe auferlegt hatte. In der Besorgnis nun, der ungerecht Behandelte möchte an ihm Rache nehmen, konnte der Landvogt seine Furcht nicht verbergen und wäre fast vor Angst in die Kniee gesunken. Tell aber grüßte ihn höflich und entfernte sich auf einen stummen Wink des Landvogts, um ihm sein Gefolge zuzuschicken, das ihn wohl suchen mochte (III, 83—105).

Als unerschrockener Jäger fürchtete sich Tell vor keiner Gefahr; er holte manch verirrtcs Lamm, das jeder schon verloren gab, vom Abgrund, wo kein anderer sich zu gehn getraute (I, 440), und wenn es eine gemeinsame Unternehmung galt, pflegte man ihm die schwerste Aufgabe zuzuweisen (III, 58). Überhaupt hatte die Unschuld an ihm jederzeit einen Freund und der Verfolgte einen Helfer (IV, 270 f.).

II, 1. Das zeigte er besonders einmal am Tage Simonis und Judä (I, 146), d. i. am 28. Oktober (des Jahres 1307). Da war er wieder, wie schon oft, mit der Armbrust auf die Jagd gegangen, sah sich aber unterwegs durch den Ausbruch eines fürchterlichen Unwetters gezwungen wieder umzukehren und kam bei Treib an das Ufer des sturmgepeitschten Vierwaldstättersees. Hier lag ein Mann vor dem Schiffer, der die Leute auf das andere Ufer überzusetzen pflegte, auf den Knieen und flehte ihn vergeblich an, ihn über den See zu bringen. Sowie aber Tell erfahren hatte, daß der Mann in gerechter Verteidigung seiner häuslichen Ehre einen Landvogt des Kaisers erschlagen hatte und in Gefahr war, von den verfolgenden Reitern des getöteten Landvogts ergriffen zu werden, besann er sich keinen Augenblick, dem Gefährdeten beizustehen, sondern sprang, da sich der Fährmann entschieden weigerte, mit dem fremden Mann in den Kahn, bat nur noch, seiner Frau Nachricht zu geben, wenn das wagehalsige Unternehmen scheitern sollte, und brachte ihn dann durch Wind und Wetter glücklich an das andere Ufer (I, 127—171). Er begleitete ihn noch nach Steinen, um ihn bei dem dort wohnenden Stauffacher, der als ein Vater der Bedrängten bekannt war, in Sicherheit zu bringen (I, 349—352) und sich dann auf den Heimweg zu machen. Da Stauffacher vorhatte, zu Tells Schwiegervater nach Altorf zu gehen, begleitete er ihn bis Altorf, wo bei der Ankunft der beiden Männer grade auf Geflers Befehl ausgerufen wurde, daß jeder vor dem Gute, der auf eine aufgerichtete Stange gesteckt wurde, das Knie beugen und das Haupt entblößen sollte, wenn er nicht Hab und Gut, Leib und Leben verlieren wollte. Als sie diesen Befehl angehört hatten, verabschiedeten sich die beiden Freunde, und Tell begab sich nach Hause (I, 392—416).

II, 2. Nach einiger Zeit machte sich Tell auf, um einer Verabredung gemäß seinen Schwiegervater in Altorf zu besuchen, und nahm seinen ältesten Sohn Walter mit. Vergebens bat ihn Hedwig, seine Frau, wenigstens an diesem Tage dort wegzubleiben, weil sich der Landvogt Gefler, wie sie gehört hatte, in Altorf aufhielte, von dem sie für ihren Mann eine Gefahr besorgte. Aber Tell suchte seine Frau damit zu beruhigen, daß der Landvogt ja an demselben Tage Altorf wieder verlasse, und ging mit dem kleinen Walter davon. Als sie nach Mittag (III, 277—280) nach Altorf kamen, hing der Gut noch auf der Stange, und zwei Bewaffnete gaben acht, daß des Landvogts Gebot auch beachtet würde. Tell wollte achtlos an dem Gute vorbeigehen, wurde aber von der Wache angehalten und sollte ins Gefängnis gebracht werden. Während nun auf Walters Hilserufen die Bewohner des Ortes und andere

Hinzugekommene herbeieilten und schon Miene machten, Tell trotz seiner Bitte fortzugehen mit Gewalt zu befreien, kam der Landvogt mit großem Gefolge dahergeritten und ließ sich den Vorfall berichten. Er mußte wohl besonders zornig auf Tell sein, denn er sann sich eine teuflische Strafe aus. Trotzdem Tell erklärte übereilt gehandelt zu haben, um Gnade bat und versprach, sich nicht wieder so weit zu vergessen, verlangte der Landvogt, er solle auf 80 Schritte einen Apfel von seines Sohnes Haupte schießen, widrigenfalls er seinen Kopf verwirkt habe. Ja, als der erschreckte Vater den grausamen Befehl nicht für ernst gemeint hielt und erklärte lieber sterben zu wollen, verschärfte er noch seine Drohung und drohte beiden, dem Vater und dem Sohne, den Tod an, wenn Tell sein Verlangen nicht erfüllte. Es half nichts, daß Tell an seine Vaterliebe erinnerte, ein Gefühl, das dem kinderlosen Tyrannen unbekannt war, daß die herbeigeeilten Landleute, besonders der Großvater des Knaben, aber auch eine zartfühlende und mitleidige Edeldame aus dem Gefolge den Landvogt von seinem Vorsatze abzubringen suchten. Gefßler beharrte unerbittlich auf seinem Spruche; und als der kleine Walter, mutig und voller Zuversicht zu seinem Vater, selbst zu dem Schusse aufforderte und bat, dem Tyrannen zum Troste zu schießen und zu treffen, der Landvogt aber andeutete, daß jeder nur zu seinem und der Seinigen Verderben mit der Armbrust bewaffnet durchs Land gehen sollte, entschloß sich Tell zu der Tat. Er spannt seine Armbrust, versieht sie mit einem Pfeile und legt an. Aber vor Aufregung zitternd, läßt er die Waffe wieder sinken, es schwimmt ihm vor den Augen, er reißt sein Hemd auf und bietet dem Landvogt Herz und Leben an. Der aber bleibt ungerührt, erinnert Tell höhnisch an seine Rettung Baumgartens (III, 523—525) und suchte in ihm die Hoffnung zu erwecken, er könne durch einen glücklichen Schuß sich und seine Landsleute erretten. Nach einem fürchterlichen Seelenkampfe und von gräßlichem Schmerze gefoltert (IV, 624), greift Tell plötzlich in seinen Köcher, steckt einen zweiten Pfeil in seinen Koller, legt an und schießt nach kurzem Zielen den Apfel mitten durch. Mit vorgebogenem Leibe steht er da, eilt dem herbeispringenden Knaben entgegen und schließt ihn — die Armbrust war ihm unterdes entfallen — inbrünstig in seine Arme und an sein Herz. Dann sinkt er kraftlos zu Boden. Als ihn nun seine Landsleute fortführen wollten, rief ihn der Landvogt zurück und fragte ihn, weshalb er den zweiten Pfeil zu sich gesteckt hätte. Erst antwortete Tell ausweichend, als ihm aber der Landvogt sein Leben zusicherte, wenn er die Wahrheit sagte, rief er ihm mit furchtbarem Blicke zu, daß er ihn damit durchbohrt haben würde, wenn er sein liebes Kind getroffen hätte. Nun ließ ihn Gefßler binden, um ihn an einen Ort zu bringen, wo ihn weder Mond noch Sonne bescheinen sollten. Tell selbst mahnte die aufgeregten Schweizer zur Ruhe, nahm bewegten Abschied von seinem Kinde und folgte den Reisigen zu dem Schiffe, das den Landvogt über die See bringen sollte, indem er sich der Gnade Gottes befaßl (III, 350—632).

C. So hatte sich Tell durch seine Taten zunächst ewige Gefangenschaft zugezogen, seine Angehörigen und Landsleute in großen Schmerz versetzt und in schwere Gefahr gebracht; jede Gelegenheit zu weiteren Taten schien ihm verjagt zu sein. Und doch zeigt es sich bald, daß er mit den Worten recht behalten sollte, die er vor seinem letzten Scheiden zu seiner Frau gesagt hatte:

„Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,

Auf Gott vertraut und die gelenkte Kraft,

Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not.“ (III, 44—46.)

Probe 2. Die Vorgeschichte von Lessings *Philotas*.

Vorbem. Bei den Vorgeschichten wird zwar die Handlung als bekannt vorausgesetzt, die Tatsachen (denn um solche handelt es sich,) werden aber doch so erzählt, als ob sie dem Leser unbekannt wären; jedoch ist es erlaubt, mitunter sogar geboten, auf das Stück bezug zu nehmen. — Vor der Bearbeitung sind wieder alle Stellen auszuscheiden und nach der Zeitfolge zu ordnen. Hier folgt gleich die Anordnung des Stoffes:

I. Die Väter.

1. Sie waren in der Jugend eng befreundet,
2. wurden aber als Könige Feinde.

Des letzten Krieges Anlaß und Verlauf.

II. Die Söhne, *Philotas* und *Polytimet*.

1. Des *Philotas* Kindheit und Erziehung.
2. Beider Teilnahme am Kampfe und Gefangennahme.
3. *Philotas*' Gefangenschaft.

Ausführung:

I. Als Kronprinz war *Aridäus* mit dem Kronprinzen eines Nachbarreiches aufs vertrauteste befreundet und fühlte sich in dieser Freundschaft mit einem blühenden Jüngling, dessen offenes, sprechendes Auge, dessen ernste, redliche Miene, dessen edler Anstand und dessen frühe, männliche Sprache ihm wohl gefielen, im höchsten Grade glücklich. Als aber beide noch in jugendlichem Alter den Thron bestiegen, hinderte sie die Sorge für das Wohl ihrer Untertanen und die Eifersucht auf vermeintliche Vorteile des Nachbarn daran, sich auch fernerhin ganz ihrem Herzen zu überlassen; sie wurden einander trotz ihrer persönlichen Zuneigung mehr und mehr fremd und traten sich schließlich sogar feindlich gegenüber. Daß beide eine kriegerische Regierung führten, geht daraus hervor, daß *Aridäus* nach *Stratos* Angabe mit dem Schwerte, das dem *Philotas* gereicht wird, in seinen männlichen Jahren mehr als einen Helm gespalten hat, und daß die Feldherren und Soldaten beider Könige an ihrem Körper zahllose im Kriege erhaltene Wunden aufzuweisen haben; *Strato* hat das Gesicht voller Narben, und *Parmenio* zählt, Zeit und Atem zu sparen, nur noch die Glieder, an denen er nicht verwundet ist. Vermutlich hatte die Eroberung mehrerer Länder das Selbstgefühl des *Aridäus* so gesteigert, daß er bei einer nicht näher erkennbaren Gelegenheit den Vater des *Philotas* eine stolze, verächtliche Antwort gab, die diesen veranlaßte, das

Schwert zu ziehen. Der Krieg, der sich daraus entspann, dauerte bei Beginn der Handlung schon drei Jahre. Wenn auch das Glück der Waffen wechselte, indem Strato, des Aribäus Feldherr, den Gegner seines Königs am Lykus schlug, dieser ihn dagegen wieder in der Ebene von Methymna besiegte, so scheint doch Aribäus etwas im Nachteil gewesen zu sein, da sein Gegner in den drei langen, mühsamen Jahren durch das Blut seiner Edlen, durch sein eigenes Blut — er liegt bei Beginn der Handlung noch an seinen Wunden krank darnieder — einige Vorteile gewonnen hat. Die Schlacht, in der der Vater des Philotas verwundet wurde, fiel also nur kurze Zeit vor den Beginn der Handlung. In derselben Schlacht könnte auch Parmenio, ein tapferer Krieger, der es schon lange verdient hätte, Feldherr zu werden, in die Gefangenschaft des Aribäus geraten sein; verblutet und schon halb erstarrt hob ihn der Feind von der Walfstatt auf, und sein König erfuhr es, daß ihn nicht Mangel an Mut oder Umsicht in die Gewalt des Feindes gebracht hatte.

II, 1. Als sich nun aber die beiden Söhne der feindlichen Könige, die unterdes herangewachsen waren, am Kampfe beteiligten, nahm der Krieg eine eigentümliche Wendung. Von der Jugend Polytimets, des Sohnes des Aribäus, erfahren wir nichts. Aber der Sohn des andern Königs, Philotas, hatte von Jugend auf kriegerische Neigungen; er spielte nie mit etwas anderem als mit Schwertern und träumte schon in frühester Kindheit nur von Waffen und Lagern und Schlachten und Stürmen. Seine Erziehung war so eingerichtet, daß er denken, nicht reden lernte: ein Weltweiser unterrichtete ihn in der Philosophie und Religion, sein Vater selbst belehrte ihn über seinen Heldenberuf; aus der Geschichte zog er Lehren, die seinen fürstlichen Stand betrafen; von Vergnügungen, die nicht für sein Alter und seinen kriegerischen Charakter paßten, wußte er nichts und suchte sie nicht. Dagegen vergoß er bittere Tränen, daß es ihm wegen seiner Jugend nicht vergönnt war, den Streichern seines Vaters nachzueifern. Endlich kam der Tag, an dem er wehrhaft gemacht wurde. Seitdem beschwor er seinen Vater siebenmal des Tages auf den Knieen, ihn mitziehen zu lassen.

II, 2. Am siebenten Tage ließ sich der König endlich erbitten, als sein Feldherr Aristodemus dem Jüngling bitten half. Er wollte nur einen kleinen Streifzug ins Gebirge machen, um den Weg nach Cäsena offen zu halten. Der verwundete Vater gab seufzend seine Einwilligung und schloß den Sohn liebevoll in seine Arme, den er nur ungern aus den Augen ließ. Der aber war glücklich im Vorgefühle des ersten kriegerischen Rittes, den er unternehmen sollte, schloß vor Aufregung die ganze Nacht kein Auge und dachte nur an Ehre und Sieg. Um Mitternacht sprang er schon wieder vom Lager auf, warf sich in den neuen Panzer und setzte den Helm auf. Nachdem er sich das kleinste von seines Vaters Schwertern, das er glaubte handhaben zu können, ausgesucht hatte, stieg er zu Pferde und hatte schon ein Roß müde gespornt, noch ehe die silberne Trompete die befohlene Mannschaft weckte. In der Freude seines Herzens sprach er mit allen, die mitreiten sollten, und jeder

drückte den mutigen Jüngling an seine Brust; aber dem Vater wich er aus, da er befürchtete, er möchte sein Wort widerrufen. An der Seite des Aristodemus ritt er stolz und glücklich dahin und hoffte in stiller Freude jeden Augenblick, die Feinde zu erblicken. Wirklich waren diese unter dem Oberbefehle, des Polytimet auch ausgeritten und stürzten sich plötzlich von einer waldigen Anhöhe herab auf die im gekrümmten Tale dahinziehende Schar des Aristodemus. Philotas hatte sie kaum erblickt, als er sie den Seinen mit der Spitze des Schwertes zeigte und ihnen bergan entgegenflog. Aber sein feuriges Roß trug ihn, von dem hitzigen Reiter noch angespornt, weit vor den Seinen voraus in die Mitte der Feinde; er ward umringt und von allen Seiten angegriffen. Ein alter Krieger setzte ihm besonders hart zu, aber der Prinz wehrte sich und kämpfte wie ein Dämon, bis ihm der erfahrenere und besonnenere Feind eine Wunde beibrachte, daß ihm die Hand erstarre und das Schwert fallen lassen mußte. Nun zog der Gegner den Wehrlosen vom Pferde, indem er ihm, betroffen von der großen Jugend des rasenden Kämpfers, freundlich zuredete und dabei „Kind“ nannte, und nahm ihn gefangen. Das Schwert hob er auf und behielt es als Andenken an seine Tat. Als die Leute des Aristodemus, die unterdes herangekommen waren, sahen, daß der Sohn ihres Königs den Feinden in die Hände gefallen war, ergriff sie Wut und Verzweiflung; mit übermenschlicher Stärke griffen sie die feindlichen Reiter an und stürmten alle gegen den Anführer an, den sie als königlichen Prinzen erkannten, bis er sich ihnen ergeben mußte.

II, 3. Unterdes war Philotas in das Lager des Aribäus gebracht worden, ein Arzt verband ihm, obgleich er sich dagegen sträubte, seine Wunde, die nicht tödlich war, und der König ließ ihn in ein aufgeputztes, mit aller Bequemlichkeit versehenes Zelt bringen, wo er aufmerksam bedient wurde. Die Kunde von seiner Gefangennahme nach so tapferer Gegenwehr lief im Lager von einem zum andern. Auch der gefangene Parmenio erfuhr davon, bedauerte, bewunderte und verwünschte seinen Prinzen, während sich dieser in seinem Zelte über die lästigen Besucher ärgerte, die ihm in des Königs Auftrage ihre Dienste zur Verfügung stellten. Endlich ließen sie ihm etwas Ruhe, so daß er Zeit gewann, über seine Lage nachzudenken.

Hier beginnt die Handlung des Dramas.

b. Inhaltsangaben.

Vorbem. Bei der Angabe des Inhalts einzelner Teile eines Dramas oder Epos wird Stoff und Anordnung durch den Gang der Handlung bestimmt; doch ist dabei Wesentliches und Unwesentliches streng zu unterscheiden. Man hat also eine Beurteilung dessen, was vorgebracht wird, nicht nur vorzunehmen, sondern auch auszusprechen; namentlich ist im voraus anzugeben, was ein einzelner größerer oder kleinerer Abschnitt enthält und in welchem Verhältnisse er zu dem Thema steht. Wesentlich ist hier dasjenige, was durch die einzelne Aufgabe im besondern Falle gefordert wird, also in Probe 3 alles, was sich

auf die Person Weislingens bezieht, und in Probe 4 das, was die Angabe der Gliederung erforderlich macht. Alles andere wird nur insoweit erwähnt, als es zum Verständniß des Wesentlichen notwendig ist. Die Gesamthandlung wird als bekannt vorausgesetzt, so daß man auf Vorhergehendes und Nachfolgendes hinweisen kann, ohne auf den Zusammenhang und die Einzelheiten genau einzugehen. Auf die dramatische oder epische Darstellung muß oft ausdrücklich Bezug genommen werden. — Das Tempus ist das Präsens.

Probe 3. Weislingen auf Schloß Jarthausen. (Erzählende Angabe des für das Thema wichtigen Inhalts von Goethes Götz I, 3 und 5.)

Anordnung:

- A. 1. Weislingen wird erwartet,
2. seine Gefangennahme berichtet und seine Ankunft gemeldet.
- B. Weislingen kommt als Gefangener und wird Götzens Freund und Verbündeter.
 - I. Weislingen als Gefangener.
 - 1. Sein zugeknöpftes Wesen.
 - 2. Götzens Angriffe auf seine letzte Stellung und Politik.
 - II. Weislingens Umwandlung.
 - 1. Seine Verlobung mit Maria.
 - 2. Seine Verbindung mit Götz.
- C. Die Lockung der Gegenpartei.

Ausführung:

A. Die von Götz auf seiner Burg zurückgelassenen Frauen werden durch sein langes Ausbleiben beunruhigt; sie wissen, daß Götz ausgezogen ist, um Weislingen gefangen zu nehmen, und erwarten jeden Augenblick seine Rückkehr nach gelungenem Anschläge. Elisabeth billigt ihres Mannes Verfahren und verurteilt Weislingens treulose Handlungsweise, während Maria eine gewisse Eingenommenheit für den ehemaligen Jugendfreund ihres Bruders nicht ganz verbirgt. Aber ehe sie noch auf die Vorwürfe erwidern kann, die Elisabeth gegen den Feind ihres Mannes erhebt, meldet ein vorausgeschickter Reiter das glückliche Gelingen des Überfalls, der Weislingen selbst und drei seiner Leute in Götzens Hand geliefert hat, während ein vierter entkommen ist. Wie der Bote erzählt, haben er und ein Kamerad auf ihres Herrn Befehl Weislingen in die Mitte genommen und sich so an ihn gedrängt, daß er sich nicht rühren konnte, bis Götz mit seinem Knechte Hans die Begleiter Weislingens entwaffnet und bis auf einen festgenommen hatten. Da die Erwarteten nach des Reiters Angabe in einer Viertelstunde eintreffen können, eilt Elisabeth in freudiger Aufregung in die Küche, um das Essen zurecht zu machen, während sie die Schwägerin in den Keller schickt, vom besten Wein zu holen.

B. I, 1. Da treten Götz und Weislingen ein; dieser niedergeschlagen und bedrückt, jener froh und heiter. Während es sich Götz bequem macht, sucht er seinen trübgestimmten Gefangenen durch freundliches Zureden und die Erinnerung an einen scherzhaften Vorgang aus früherer Zeit aufzuheitern;

aber der bleibt einsilbig und verstört und vertauscht schweigend seine Reisekleider mit einem Anzuge aus seinem herbeigeschafften Reisefack. Als Götz von seinem kleinen Sohne begrüßt wird und scherzend mit ihm plaudert, hebt er zwar das Kind in die Höhe, küßt es und wünscht dem Vater, er möge viel Freude an dem Sohne erleben; er bleibt aber doch in seiner gedrückten Stimmung. Während Götz seine Frau auffucht, macht er seinem gepreßten Herzen in einem Monologe Luft, der schon andeutet, daß sich in seinem Innern eine Umwälzung anbahnt. Er kommt sich nach der treuherzigen Begrüßung durch den Jugendfreund, den er „gehofft hatte, zu überwältigen“, so unbedeutend vor, empfindet in demselben Saale, wo er mit Götz eine glückselige Kindheit verlebt hat, wieder die alte Neigung zu dem Freunde, der „der alte, gute Götz“ geblieben ist, und gedenkt wehmütig seines bisherigen Herrn, des Bischofs, und seiner Bamberger Freunde; er verhehlt sich aber auch nicht, daß ihm alle, zu denen er sich zuletzt gehalten hat, doch „nicht geben können, wonach er strebt“, nämlich einen so echten, innern Wert, wie er ihn jetzt wieder an Götz bewundern muß.

I, 2. Der tritt nun grade mit einer Flasche Wein wieder ein und setzt seine Versuche, Weislingen zu erheitern, fort. Er trinkt ihm zu und erinnert ihn an die vergnügten Zeiten, wo sie als Edelknaben am Hofe des Markgrafen lebten und als gute, brave Jungen immer redlich zusammenhielten, so daß sie vom Markgrafen mit Kastor und Pollux verglichen wurden. Als diese Erinnerung an die frühere Freundschaft dem Weislingen unangenehm zu sein scheint, kommt Götz auf den Grund der Aenderung zu sprechen und wirft Weislingen vor, daß er zu viel Gefallen am Hofleben gefunden habe, noch immer den Wert eines freien Rittersmannes verkenne und sich zum Hofschranzen eines neidischen Fürsten erniedrige, der doch nur den eigenen Vorteil suche. Und als nun Weislingen die Fürsten zu verteidigen und seinen Anschluß an sie zu rechtfertigen sucht, verurteilt Götz die letzte ungerechte Handlung des Bamberger Bischofs aufs schärfste und schleudert Weislingen den Vorwurf ins Gesicht, er habe sich zum Werkzeuge der Ungerechtigkeit hergegeben. Der unerquicklichen Unterhaltung macht der kleine Karl ein Ende, indem er zu Tische ruft. Götz hofft, seine Weibsleute werden den Niedergeschlagenen, der immer ein Liebhaber gewesen sei, von dem die Fräulein zu erzählen mußten, munter machen. Damit schließt der Auftritt.

II, 1. Der 5. Auftritt läßt nun erkennen, wie der Verkehr mit den Bewohnern der Burg Faxthausen auf Weislingen eingewirkt hat. Es müssen mehrere Tage vergangen sein, denn in der Zwischenzeit ist einer von den Dienern Weislingens nach Bamberg gewesen und kommt während des Verlaufes der Scene von daher zurück.

1. Mit Weislingen ist eine große Umwandlung vorgegangen. Soeben hat er der Maria seine Liebe gestanden und erhält nun in den ersten Worten des Auftritts von ihr die Zusicherung, daß sie hoffe, mit ihm glücklich zu sein und ihn glücklich zu machen. Weislingen ist in der Freude, das vor-

treffliche Mädchen gewonnen zu haben, so selig, daß er sie stürmischer lieblosen möchte, als ihm ihre klösterliche Erziehung gestatten will, daß er den Tag segnet, an dem er in Gözens Gefangenschaft geraten ist und daß er bedauert, bei dem unruhigen Hofleben die Verwaltung seiner Güter versäumt zu haben und darum die Hochzeit noch verschieben zu müssen; ja, er stellt sogar „diese einfache, einzige Glückseligkeit“, die ihm hier zuteil geworden ist, höher als „die Gnade des Fürsten und den Beifall der Welt“, wonach er bisher mit allem Eifer gestrebt hat.

II, 2. Aus dem Knaben hat Göz, der dies glückliche Gepflauder nach der Verlobung unterbricht, nur herausbringen können, daß der Bischof den Knaben Gözens nicht herausgeben und einen Ausgleich verschieben will. Er erklärt aber trotzdem Weislingen für frei und verlangt nur auf Handschlag das Versprechen, seine Feinde fernher nicht mehr unterstützen zu wollen. Freudig ergreift Weislingen die dargebotene Hand und schließt mit Göz einen neuen Vertrag auf alle Ewigkeit, und Göz giebt gern seine Zustimmung zu dem Entschlusse der Verlobten. Er bemerkt zwar, daß Weislingens Blick nicht ganz frei ist, legt aber in seiner Freude keinen großen Wert darauf, sondern ruft seine Frau, die denn auch ebenfalls von Herzen ihren Segen zu der Verbindung der Liebenden giebt. Dann läßt Göz, indem er die Frauen fortführt, Weislingen allein, um ihm seinen Knaben zum ungestörten Berichte zu senden.

Ein Monolog Weislingens verrät uns seine augenblickliche Empfindung. Er fühlt sich glücklich, besser, frei; Bamberg will er nicht wieder sehen, denn er sieht jetzt ein wertvolles, erreichbares Ziel vor sich, das auch seinem von Natur nicht unedlen Wesen entspricht, nämlich wahrhaft groß zu sein und und unabhängig von selbstsüchtigen Leidenschaften.

C. Aber schon naht sich ihm die Versuchung, freilich noch nicht siegreich. Franz, der zurückgekehrte Knabe, überbringt Weislingen den Gruß und Nachrichten von Bamberg und Umgegend, dem Hof und den Bischof und auch von der ihm noch unbekannten schönen, jungen Adelsheid von Walldorf. Der Teilnahme des Bischofs, der ihn nicht entbehren zu können behauptet, setzt er seine Absicht, nicht nach Hofe gehen zu wollen entgegen, und der blendenden Schönheit der Adelsheid, die Franz begeistert einen „Engel in Menschengestalt“ nennt, „der Bamberg zum Vorhofe des Himmels mache“, stellt er die süße Seele seiner sanften Maria gegenüber, die, in ihrer Unschuld und Liebe auch einem Engel des Himmels gleichend, sein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit leiten werde. Mit dem Befehle, die Reise nach seinem Schlosse vorzubereiten, verläßt Weislingen seinen Diener, der gar nicht gewillt ist, den Anblick des verführerischen Weibes, das es ihm mit einem Blicke angetan hat, zu meiden und es darum für eine unabweisliche Notwendigkeit erklärt, daß sein Herr wieder nach Bamberg zurückkehre.

Probe 4. Das Abendfest in Freytags Journalisten. (Gliedernde Angabe des Inhalt von II, 2.)

Anordnung:

- A. Übersicht über die Hauptteile des Auftritts.
- B. I. Die Absichten der beiden politischen Parteien,
 - 1. der Partei des „Coriolan“;
 - 2. der Gegenpartei (Volz), u. zw.
 - a. politischer Art,
 - b. persönlicher Art.
- II. Das Wiedersehen der Liebenden;
 - 1. die persönliche Übereinstimmung wird gestört durch
 - 2. das Hineinmischen eines politischen Zweckes.
- III. Die Partei des Coriolan wird durch die Gegenpartei überlistet.
 - 1. Die wichtigen Wahlmänner werden eingeführt.
 - 2. Volz führt seinen Streich aus.
 - a. Volz erreicht die persönliche Annäherung
 - b. und erforscht die politische Stellung.
 - c. Piepenbrink wird für Oldendorf gewonnen
 - d. und zum Verlassen des Saales bestimmt.
- C. Die Partei des Coriolan hat das Nachsehen.

Ausführung:

A. Die Handlung des Auftritts zerfällt in drei Abschnitte, von denen die beiden ersten auf den dritten vorbereiten. Zuerst wird der Zuschauer mit den Absichten der beiden Parteien bekannt gemacht, im dritten Teile wird gezeigt, wie der Zweck der einen Partei durch die Gegenpartei vereitelt wird, und dazwischen fällt das Wiedersehen des Hauptvertreters der Gegenpartei, des Redakteurs Volz, mit seiner Jugendgeliebten, dem Fräulein Adelheid von Rued, dessen für ihn unerfreulicher Ausgang in ihm die übermütige Stimmung hervorruft, die ihn zu den etwas gewagten Mitteln greifen läßt, welche er im dritten Teile anwendet.

B. I. Im ersten Teile kommen nacheinander Vertreter der beiden Parteien in den Vordergrund und setzen den Zuschauer in den Stand, die Absichten zu erkennen, die sie an dem Orte, wo sie sich eingefunden haben, verfolgen. (1) Zunächst spricht Senden, der Vorsitzende des konservativen Wahlkomitees, seine Befriedigung über den guten Besuch des Festes aus, das auf Anregung seines politischen Freundes, des Redakteurs des Partei- blattes „Coriolan“, Blumenberg, von der Partei veranstaltet ist, und Blumenberg hofft, daß der Erfolg nicht ausbleiben werde, wenn erst die Unterhaltungen des Abends auf die Gäste wirken, nämlich die Musik, die Hauptrede, die Senden halten soll, die Gesangstücke, die Gesundheitsen und die Vorstellung des Obersten beim Essen, den die Partei als Kandidaten aufgestellt hat. Es sollen also die Bürger für den konservativen Wahlkandidaten gewonnen werden. Während nun Senden neu angekommene Gäste begrüßt und in den Saal geleitet, schüttelt Blumenberg seinen armen, schlechtbesoldeten Mitarbeiter Schmock, der sich einsam fühlt und nicht recht weiß, wem er sich anschließen soll, unter

beleidigenden Redensarten von sich ab und eilt ebenfalls in den Saal. (2) Dann tritt die Gegenpartei auf, Volz mit zwei Mitarbeitern von der Zeitung „Union“. Eben will Volz den Freunden seinen Operationsplan mitteilen, als ihm der tief gekränkte Schmock, der die verletzende Behandlung von Blumenberg nicht mehr ertragen will, seine Feder zur Verfügung stellt, die, wie er sagt, nach jeder Richtung schreiben kann. (a) Das Anerbieten wird zwar nicht angenommen; aber Volz beredet nun seinen Mitarbeiter Bellmaus, in der Restauration den erbitterten Schmock auszufragen, um vielleicht etwas zu erfahren, was sich als Waffe gegen die andere Partei ausnützen läßt. Der andere Mitarbeiter, Kämpfe, geht auch fort, um die Stimmung auszufragen, und verspricht, Volz wieder aufsuchen zu wollen, wenn er ihn brauche. (b) So bleibt Volz allein, was ihm jetzt sehr erwünscht ist. Er hat nämlich das Fest des Coriolan nicht nur im Interesse seiner Partei aufgesucht, sondern um seine Jugendgeliebte wiederzusehen, die, wie er weiß, als Gast des Obersten mit dessen Tochter am Feste teilnehmen wird und die er noch immer liebt. Was Volz wünscht, geschieht. Adelheid erkennt ihn und kommt auf ihn zu.

II. Diese Begegnung macht den zweiten Teil des Auftritts aus.

(1) Sie ist zwar zunächst eine Angelegenheit zwischen Liebenden, denn der Zuschauer weiß aus dem vorhergehenden Auftritte, daß auch Adelheid ihrem ehemaligen Ritter noch zugetan ist und daß er sich nicht ohne ihre Schuld von ihr hat fernhalten müssen. Bei dem Wiedersehen zeigt Adelheid ganz unzweideutig ihre freudige Bewegung, sie nennt ihn gleich bei der Begrüßung „Lieber Herr Doktor“ und setzt voraus, daß sie trotz der längeren Trennung gute Freunde geblieben sind, und Volz ist davon auch im höchsten Grade beglückt; aber die Politik drängt sich auch zwischen die Liebenden, und die bevorstehende Wahl eines Abgeordneten verhindert die völlige Übereinstimmung. (2) Adelheid verlangt nämlich von Volz, er solle „ihr zuliebe“ seinen Freund, den Professor Oldendorf, der des Obersten Gegenkandidat ist, zum Rücktritte von der Kandidatur bewegen oder wenigstens seine Wahl vereiteln, um zwischen den alten Freunden, dem Obersten und dem Professor, die frühere Vertraulichkeit wiederherzustellen und eine Vereinigung des liebenden Paares Oldendorf und Bertha zu ermöglichen. Das schlägt ihr aber Volz rundweg ab, so weh es ihm auch tut, die Geliebte dadurch erzürnen zu müssen und auf die Seite seiner Gegner zu treiben. Als sich nun Kämpfe nähert, der Volz etwas Wichtiges mitteilen zu wollen scheint, verabschiedet sich Adelheid zwar freundlich von „ihrem wiedergewonnenen Freunde, aber er meint doch, sie zürne ihm, und ruft schmerzlich bewegt aus: „Dort kehrt mir mein guter Engel zürnend den Rücken! Jetzt bin ich rettungslos dir verfallen, du Heze Politik!“ Er ist nun in der Stimmung, einen verwegenen Streich auszuführen, um in der Politik einen Sieg zu gewinnen, nachdem er auf dem Felde der Liebe eine Niederlage erlitten hat.

III. Diesem Streiche ist der dritte Teil des Auftritts gewidmet, dessen Ziel es ist, der Partei des Coriolan zwei einflußreiche Wahlmänner zu ent-

führen. (1) Nachdem diese Wahlmänner mit ihren Familien eingeführt sind, Piepenbrink als ein etwas lauter und polternder Geschäftsmann, der es gewohnt ist zu kommandieren und sich geltend zu machen, und Kleinmichel als bescheidener Spießbürger, der sich seinem Freunde willig unterordnet, nähern sich die beiden Verschworenen schrittweise ihrem Ziele. (2a) Zuerst kommt es Volz darauf an, mit den Bürgern bekannt zu werden. Da ihm Kämpfe mitteilt, daß Piepenbrink mit Rotweinen handle, benutzt er den Wein als Vermittler der Bekanntschaft. Er lobt zwar den Wein, den ihm der Kellner gebracht hat, meint aber, ein gebildeter Weintrinker lasse sich seinen Rotwein nur von einem gewissen Piepenbrink holen. Da Piepenbrink auch den Wein geliefert hat, den Volz und Kämpfe trinken, muß er lachen, daß die Herren seinen Wein so schlecht kennen; anscheinend beleidigt beschwert sich Volz über dies Lachen und veranlaßt Piepenbrink dadurch, seinen Namen zu nennen. Nun stellt er auch sich und seinen Freund vor und erreicht es durch seine Höflichkeit und einige den Damen gespendete Schmeicheleien, daß sie Piepenbrink auffordert, sich mit an seinen Tisch zu setzen und von der guten Sorte in gelbgeiegelten Flaschen, die sich der Weinändler besonders hat mitbringen lassen, mitzutrinken. Ein Hoch, das Volz auf den Gelbgeiegelten ausbringt, der sie zusammengeführt habe, beschließt diesen ersten Abschnitt. (2b) Im zweiten forscht Volz nach dem politischen Standpunkte der Biedermänner. Nachdem er erfahren hat, daß sie nicht geneigt sind, sich durch ihre Teilnahme am Feste zu irgend einer Abstimmung zu verpflichten, schließt er ein zweites Hoch an, das er mit einer geschickten Wendung auf die Damen ausbringt. (2c) Piepenbrinks Frage, was eigentlich noch im Saale vorgehen solle, führt die Unterhaltung ganz dem Wunsche Volz' gemäß weiter auf das politische Gebiet und seinem eigentlichen Ziele näher. Hat eben Piepenbrink den Obersten „einen sehr respektablen Herrn“ genannt und Kleinmichel die Wahl gelobt, die die Herren vom Komitee getroffen haben, so beginnen nun die verbündeten Freunde für ihren Kandidaten einzutreten. Erst wirft Kämpfe die Bemerkung hin, viele würden wohl für Oldendorf stimmen, und als Piepenbrink ihn darauf zu jung nennt, lobt Volz Oldendorfs warmes Herz und sicheres Urteil und erklärt ihn für einen Mann, der das Rechte erkennt und ohne Bedenken tut. Diese Behauptung bekräftigt er durch eine Erzählung, Oldendorf habe ihm während ihrer Studienzeit bei einem Brande das Leben gerettet, und rührt dadurch Piepenbrink so, daß er aufsteht und den Professor Oldendorf leben läßt. (2d) Im folgenden vierten Abschnitte wird Volz, durch seinen Erfolg bei den einfachen Leuten, die seine Berechnung nicht durchschauen, übermütig gemacht, noch vertraulicher und bittet um die Erlaubnis, Frau Piepenbrink küssen zu dürfen. Dadurch erregt er bei den Zuschauenden, denn schon während des vorigen Abschnittes sind Adelheid und Senden und andere Gäste, von der eifrigen Gesellschaft unbemerkt, herangetreten, Ärger und Verdruß, so daß sie glauben eingreifen zu müssen. Das kommt aber Volz sehr zu statten. Denn als Adelheid durch ihren vorgehaltenen Ball-

strauß den Fuß verhindert und Senden Volz hitzig vorwirft, sich eingedrängt zu haben, wird Piepenbrink ungehalten, daß er in seiner Gemüthlichkeit gestört wird, redet gar, als er zu merken glaubt, daß man ihn nur eingeladen hat, um in ihm einen Wahlmann „zu kapern“, von Schlichen und trinkt den andern zum Troste mit seinem neuen Freunde Brüderschaft, indem er dabei sagt: „Sie sollen sich ärgern, daß sie versten.“ Dann führt er sogar seine ganze Gesellschaft, obgleich ihn Senden und andere Gäste zurückhalten wollen, fort; sie wollen in seinem Hause bei einer selbstgebrauten Bowle noch lustig weiter plaudern. Unter dem Rufe „Vivat Piepenbrink!“ ziehen Piepenbrink mit Frau und Tochter, Kleinmichel und Sohn, Volz und Kämpfe im Triumph davon.

C. Dem erstaunt fragenden Obersten kann Senden nur mit innerer Wut die Auskunft geben: „Ein nichtswürdiger Skandal! Die Union hat uns die beiden wichtigsten Wahlmänner entführt.“

2. Beschreibende Aufsätze.

Vorbem. Die am häufigsten vorkommenden Aufgaben beschreibender Art sind Zustandsschilderungen und Charakteristiken, meist auf Grund der dramatischen Lektüre. Beide erfordern eine sehr sorgfältige Berücksichtigung der Stellen, die einen Beitrag zu der Beschreibung liefern. Hier muß man besonders aufmerksam sein, weil der brauchbare Beitrag, den eine Stelle liefert, oft erst durch einen Schluß gewonnen wird. Es ist vielfach nötig, den Wortlaut der Stelle bei der Verwendung beizubehalten und zugleich den Weg anzugeben, auf dem man zu seinem Schlusse gekommen ist. Das Tempus ist das Präsens.

Probe 5. Die politische Lage Deutschlands bei Beginn der Handlung von Kleists Hermannschlacht.

A. Rom will Deutschland unterjochen.

B. Der Zustand Deutschlands scheint den Plan zu begünstigen.

I. Das Volk.

1. Die Heere sind den Römern nicht gewachsen.

a. Die Kampfweise i. a.

b. Die Heere Marbods und Hermanns i. b.

2. Die Völker sind politisch gleichgültig.

II. Auch die Fürsten sind den Römern nicht gewachsen.

1. Ihnen fehlt i. a. Gemeisinn, Menschenkenntnis und politischer Blick.

2. Im besondern:

a. Die Fürsten des Westens sind so gut wie verloren.

b. Marbod im Osten arbeitet den Römern in die Hände.

c. Hermann in der Mitte erscheint untätig und gleichgültig.

C. Die Hermannschlacht behandelt Deutschlands Befreiung durch Hermann.

A. Rom hat nach und nach alle Völker, die um das Mittelmeer herumwohnen, unterworfen, zuletzt die Parther und die Gallier, also die Völker des

äußersten Ostens und Westens, bezwungen und schon begonnen, auch die Deutschen in den Staub zu werfen (I, 2—7). Der römische Feldherr Varus, dem der Kaiser Augustus die Aufgabe, Deutschland zu unterwerfen, übertragen hat, sieht sie als notwendig an und setzt alles daran, sie durchzuführen. „Wahr ist's, sagt er, Rom wird auf seinen sieben Hügeln vor diesen Horden nimmer sicher sein, bis ihrer festen Fürsten Hand auf immerdar der Scepterstab entwunden“ (III, 412—415). Und der Zustand Deutschlands scheint das Gelingen seines Planes zu begünstigen.

B. I, 1. a. Die Deutschen erfreuen sich zwar einer größeren kriegerischen Anlage als die Römer, aber diese haben ihre geringere besser ausgebildet (I, 305—307). Die Deutschen kommen zum Angriff in Haufen aus dem Walde gelaufen, von ihren Fürsten angeführt, und haben nichts, das Vaterland zu schirmen als die nackte Brust und den Morgenstern, während die Römer in wohlgegliederten Legionen, mit ehernen Waffen ausgerüstet, die ganze Kunst des Krieges entfalten, die sie in vier Weltteilen gründlich erlernt haben (I, 288—297). Darum können sich die deutschen Heere nicht mit den römischen messen (I, 287 f.) und müssen unterliegen, wie der Bär dem schlanken Löwen im Kampfe erliegt (I, 289—300).

I, 1. b. Weil er die Überlegenheit der römischen Bewaffnung eingesehen hat, läßt Marbod sein Heer nach römischer Art ausrüsten und einüben (IV, 89 f.), und wenn Varus dem Arminius einen geschickten Römerfeldherrn aufnötigt (III, 439), der dann das Cheruskerheer nach Römerart in Manipel teilen will (IV, 310—312), so geht daraus hervor, daß die Römer die deutsche Kampfesweise für minder zweckmäßig halten als die ihrige.

I, 2. Die Völker Deutschlands sind politisch gleichgültig. Nur den Cheruskern wird eine nationale Gesinnung zugeschrieben. Sie sind dem Aufgebote Hermanns gern gefolgt, als er sie vor wenig Wochen zu den Waffen rief, „im Wahn, es gelte Rom und die Tyrannenmacht, die das heilige Vaterland zertritt“ (V, 260—264). Sie bringen sich auch selbst in einen Gegensatz zu den Ubiern und Aduern, die sich dazu hergeben, „die Sklavenkette, die der Römer bringt, den deutschen Brüdern um den Hals zu legen“ (V, 270—273). Sie nehmen also unter den Völkern ebenso eine Ausnahmestellung ein wie ihr Herr unter den Fürsten.

II, 1. Denn auch die Fürsten dieser deutschen Scharen sind den Römern nicht gewachsen. Zwar sind sie persönlich tapfer und eilen an der Spitze ihres Haufens den Thyrigen mutig voran (I, 288); auch ehrlich und treu sind sie, so daß Ventidius einem Hämmling, der an der Tiber graßt, mehr Zug und Trug zutraut als dem ganzen Volke, dem Arminius angehört (III, 387—389). Aber mit diesen Eigenschaften können sie den Römern keinen erfolgreichen Widerstand leisten; dazu müßten sie mehr Gemeinsinn, größere Menschenkenntnis und einen weiter in die Zukunft schauenden Blick haben. Wenn sie sich dann zu einem großen Bunde einigten, könnten sie nachdrücklich und mit Erfolg gegen die Römer auftreten. Meist aber stellen sie den augenblicklichen Vorteil für

ihre eigene Person über die Rücksicht auf das Ganze, handeln nicht zur rechten Zeit, lassen sich übervorteilen und erkennen die römische Hinterlist erst, wenn es zu spät ist. Zu den wichtigsten Fürsten haben die Römer Legaten geschickt, die ihnen im Sinne des Varus Ratschläge erteilen, ihre Macht und Gesinnung erforschen und dem Oberfeldherrn getreue Kunde geben. So wirkt im Westen bei Thuiskomar Calpurnius (I, 162), in der Mitte bei Hermann Ventidius Carbo (II, 211) und im Osten bei Marbod Fulvius Lepidus (IV, 100).

II, 2, a. Am wenigsten Einsicht und Widerstandskraft haben bisher die westlichen Fürsten Deutschlands gezeigt, (α) von denen sich einer, der Ubier Aristan, von Anfang an freiwillig an die Römer angeschlossen hat. Er rühmt sich selbst, niemals das Schwert gegen die römischen Cäsaren gezückt zu haben und ihr Freund gewesen zu sein, „sobald sie sich nur an der Schwelle von Germania zeigten“ (III, 367—370), und hat sich dann dem Varus „treulos“ in die Arme geworfen (I, 13). Darum nennt ihn Wolf auch den ungroßmütigsten von allen Fürsten. (β) Zwei andere, Gueltar, der Fürst der Nervier, und Just, der Cimbernfürst, halten es gezwungen mit den Römern, da sie in der „Schlacht des Ariovist“ (III, 349) auf gallischem Boden mit Ariovist zusammen dem Cäsar erlegen sind. Gueltar hat sein angestammtes Reich verloren, ist aber mit Aduen entschädigt worden, und Just hat es nur der Gnade des Augustus zu verdanken, daß er den ererbten Thron noch ferner einnehmen darf (III, 361—363 und 356—358). Nervien wird nun von einem römischen Statthalter, Vicinius, verwaltet, wie noch zwei Statthalter, Scipio und Agricola, in den Ländern Nariska und Markoland erwähnt werden (II, 76—78), von denen das erste dem Ariovist entrisen ist (I, 46), das zweite den Markomannen früher gehört zu haben scheint. (γ) Eine andere Reihe von Fürsten, „die an des Maines Ufer“, Flambert, Torst, Marich und Singar (IV, 186—189), sieht dem Vorrücken der Römer untätig zu und hofft von einer Woche zur andern, daß Augustus' Tod die römischen Legionen aus Deutschland abrufe (IV, 194—196). (δ) Von den andern Fürsten hat der Sitamber Thuiskomar in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit sein Land selbst dem Varus in die Hand gegeben. In „fluchwürdiger Feigherzigkeit“ (I, 166) giebt er den eigenen Schwager (I, 164), den wackern Friesenfürsten Holm, der ihm durch das engste Band der Freundschaft verbunden ist, der Rache des Augustus preis (I, 154—158) und schließt, jedenfalls doch auf Betreiben des Legaten Calpurnius, mit Varus einen förmlichen Vertrag, durch den er sich gegen das Versprechen, Holm nicht beistehen zu wollen, Land und Thron zu sichern glaubt (I, 24—27). Als nun die Römer trotzdem sein Erbland mit den Legionen überschwemmen (I, 29) und wie Feindesland behandeln (I, 169), sieht er zu spät ein, wie „wenig klug und überlegt“ er gehandelt hat, und möchte gern ein Bündnis gegen Varus zu stande bringen. Er setzt sich mit dem Ratten Wolf, dem Marßen Dagobert und dem Brukterer Selgar in Verbindung und bestimmt sie, sich mit ihm zusammen zu dem Cheruskerfürsten Arminius zu begeben, um ihn für ein Bündnis gegen die Römer zu gewinnen. Daß sie aber alle die Kunst heimlicher Verhandlungen nicht verstehen, so daß Varus

von allen ihren Schritten unterrichtet wird und ihr Plan von vornherein aussichtslos ist, ergiebt sich aus den geringschätzigen Worten Hermanns (IV, 180—184): „Die schreiben, Deutschland zu befreien, mit Schiffen, schicken mit Gefahr des Lebens einander Boten, die die Römer hängen, versammeln sich im Zwielficht — essen, trinken und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen.“ Hermann traut ihnen nicht zu, daß sie um des Vaterlandes willen ihre persönlichen Vorteile dauernd aufgeben (I, 238), und sagt es ihnen ins Gesicht, daß sie es im Lauf der Ewigkeit nicht dahin brächten, dem Varus kampffverbunden gegenüberzustehen (I, 247 f.). Wolf nimmt er allerdings aus; er sei „der einzige, der es redlich meint“ (IV, 185). Und daß er recht gehabt hat mit seiner Antwort, sie würden sich, sobald ihnen Varus einen Zankapfel hinwürfe, gegenseitig in Spinnenfeindschaft angreifen (I, 251—255), war schon erfüllt, ehe er es aussprach. Varus hat nämlich dem Dagobert schon das ehemalige Reich des Ariovist, Nariska, angeboten, wenn er sich den Römern anschließen wolle, und nun will Dagobert dem Bündnis nur beitreten, wenn ihm Selgar einen Landstrich zurückgeben will, auf den er Ansprüche macht (I, 40—57). Wolfs Klage ist berechtigt: „Es bricht der Wolf, o Deutschland, in deine Hürde ein, und deine Hirten streiten um eine Handvoll Wolle sich!“ (I, 72—74). (c) Der einzige, der im Westen den Mut hat, dem Varus mit der Waffe in der Hand zu widerstehen, ist Holm, der Friesen; aber von seinen Landsleuten, selbst seinem Schwager, im Stiche gelassen, kann er sich gegen die Übermacht nicht halten, er „wehrt sich nur noch sterbend“ (I, 10).

II, 2. b. Während so Schwäche und Uneinigkeit, Neid und Selbstsucht den ganzen Westen Deutschlands den Römern preisgeben und selbst die, die die Feinde „in einer muntern Schlacht aus dem deutschen Lande hinwegjagen“ (I, 278 f.) möchten, von der Treue gegen das Vaterland nur reden, ohne ein brauchbares Mittel auffinden zu können, so daß Hermann sagen kann: „Ganz Deutschland ist verloren schon“ (I, 282), hat sich im Osten ein tatkräftiger Fürst, Marbod, der Sueve, das Ziel gesteckt, ganz Deutschland durch Unterwerfung unter seine Herrschaft zu einigen (I 177 f.). Ein „Kind des Glücks“ (II, 28) hat er schon, von den Sudeten kommend, die Völkerschaften rechts von der Ober und links von der Donau bezwungen und streckt die Hand jetzt nach dem Cheruskerlande in der Mitte Deutschlands aus. Er ist mit einem Heere an der Ostgrenze, an der Weser, erschienen und hat von Hermann verlangt, ihm als seinem Oberherrn den schuldigen Tribut zu entrichten (I, 179—181). Hermann hält ihn auch wegen seiner Macht und seines Edelmutes für würdiger als jeden andern Fürsten, an Deutschlands Spitze zu stehen (II, 377—379). Daß er nicht nur „herrschaftig“ ist, wie ihn Thuisfomar (I, 174) nennt, geht daraus hervor, daß er sich „den Herrscherthron in Deutschland allein, aus eigener Kraft, errichten will“ (IV, 117 f.) und auch den Versuch gemacht hat, mit Hermann bei einem vor sieben Monaten abgestatteten Besuche „über einen Staatenbund zu verhandeln“ (IV, 34 f.). Auch ist er kein Freund und blinder Bewunderer der Römer, denn er hat einen eisernen Ring auf den Arm ge-

zogen mit dem Gelübde ihn zu tragen, „so lange ein römischer Mann in Deutschland sei“ (IV, 62—64). Aber so ganz muß er die Römer doch nicht durchschaut haben; er schließt mit Varus ein Bündnis (IV, 26), läßt sich von ihm Feldherren schicken, die sein Heer in der Kriegskunst unterrichten (I, 224 f.), nimmt heimlich Geld und Waffen von ihm, um Hermann desto leichter besiegen zu können (I, 223), und leiht sowohl den Schmeichelreden des Augustus sein Ohr, der ihm die „Herrschaft von Germanien“ verspricht (IV, 362 f.), als auch den Hegereien des Varus, der ihn zum Kampfe gegen die Cherusker aufstachelt (I, 222). Freilich genügt seine Römerfreundlichkeit dem Varus nicht; der Legat Falvius wird seinem Herrn berichtet haben, daß sich Marbod nicht so „aus voller Brust für Rom entscheiden könnte, wie er gesollt“ (IV, 114 f.). Darum hat ihn Varus dem Untergange geweiht, „Rom, der Bewerbung müde, giebt ihn auf“ (IV, 116 f.). Mit Hermanns Hilfe soll er vernichtet werden.

II, 2, c. Dieser, mitten zwischen dem uneinigen und so gut wie ganz verlorenen Westen und dem unter Marbods Herrschaft geeinigten Osten wohnend, ist der einzige Feind der Römer, der unversöhnlich (IV, 9) und zugleich ihrer Tücke gewachsen ist. Er hat einerseits die römische Staatskunst durchschaut, er sagt: „Das Schicksal Deutschlands lehrt nur allzudeutlich mich, daß Augusts letzte Absicht sei, uns beide, ihn wie mich, zu Grund zu richten. Und wenn er, Marbod, wird vernichtet sein, der Suevenfürst, so, fühl' ich lebhaft, wird an Arminius die Reihe kommen“ (II, 367—372). Andererseits weiß er, was er von den deutschen Fürsten zu halten hat. Danach hat er sein Verhalten eingerichtet und täuscht sie beide. Die Römer werden durch seine scheinbare Untätigkeit und Vertrauensseligkeit so sicher gemacht, daß Varus seine „Absicht, den Adler auch im Land Cheruskas aufzupflanzen“ gar nicht ängstlich verbirgt (I, 184 f.), als er ihm hinterlistig die Kohorten zur Hilfe gegen Marbod anbietet, und die deutschen Fürsten glauben ihn erst über die Gefahr aufklären zu müssen, in der er schwebt (I, 221 ff.), ja, Marbods Rat Attarin traut ihm selbstsüchtige Absichten zu und warnt seinen Herrn vor „diesem Fuchs“ (IV, 19 ff.), der ihn in eine Falle locken wolle, um so mehr, als er Marbods Vorschlag zu einem Bündnis abgewiesen hat. Nur Wolf nennt ihn den letzten Pfeiler im allgemeinen Sturz Germanias“ (I, 157) und klagt: „O Deutschland! Vaterland! Wer rettet dich, wenn es ein Held wie Siegmars Sohn nicht tut!“ (I, 396). Aber auch er begreift Hermanns Verhalten nicht, der keines Bündnis sucht, und versteht ihn nicht, wenn er ausruft: „Allein muß ich in solchem Kampfe stehen, verknüpft mit niemand als nur meinem Gott“ (I, 271 f.).

C. Wie Hermann nun seinen Plan, Varus, „Germaniens Senkersknecht“ (V, 302) und „Todfeind“ (V, 657) in seinem eigenen Netze zu fangen, die Römer, „diese Kinder des Betrugs“ (I, 203) zu vernichten und Deutschland zu einem Volke unter einem Könige zu einigen, durchführt, das bildet den Gegenstand der Handlung in Kleists Hermannsschlacht.

zogen mit dem Gelübde
Deutschland sei" (IV, 62)
durchschaut haben; er schickte
ihm Feldherren schicken, die
nimmt heimlich Geld und
zu können (I, 223), und
Dhr., der ihm die „He-
auch den Hegeren des
aufstachelt (I, 222). Er
nicht; der Legat Falvius
nicht so „aus voller B-
114 f.). Darum hat il-
werbung müde, giebt il-
vernichtet werden.

II, 2, c. Dieser,
verlorenen Westen und
wohnend, ist der einzige
zugleich ihrer Tücke gew-
durchschaut, er sagt: „De-
daß Augustus letzte Absicht
Und wenn er, Marbod,
lebhaft, wird an Arminius
weiß er, was er von der
sein Verhalten eingerichtet
seine scheinbare Untätig-
Varus seine „Absicht, de-
gar nicht ängstlich verbir-
zur Hilfe gegen Marbod
über die Gefahr aufklär-
Marbods Rat Attarin tr-
Herrn vor „diesem Fuchs
um so mehr, als er Mar-
Nur Wolf nennt ihn den
(I, 157) und klagt: „D-
ein Held wie Siegmars
Hermanns Verhalten nicht
wenn er ausruft: „Allein
niemand als nur meinem

C. Wie Hermann
knecht" (V, 302) und „Te-
die Römer, „diese Kinder
land zu einem Volke und
den Gegenstand der Han-

Mann in
doch nicht
st sich von
(I, 224 f.),
er besiegen
ustus sein
(2 f.), als
Cherusker
m Varus
h Marbod
sollt" (IV,
der Be-
ste soll er

wie ganz
en Osten
(V, 9) und
taatskunst
tlich mich,
zu richten.
fühlt ich
Anderseits
h hat er
den durch
acht, daß
pflanzen"
Kohorten
ihn erst
l ff.), ja,
ent seinen
ten wolle,
iesen hat.
ermanias"
wenn es
begreift
ihn nicht,
nüpft mit

Senfers-
u fangen,
Deutsch-
as bildet

